

4/04 Gedenkjahr 2005 – Was erwartet uns?

In dieser Ausgabe:

- Kommentar und Editorial
- Haben sie Mauthausen schon bei Nacht gesehen ...
- Verdenken
- Impressionen einer Studienfahrt in den Süden
- Verfolgung von Schwulen und Lesben in Österreich im Nationalsozialismus und in der Zweiten Republik
- Rezension
- Welcome Anja
- Geh Denken!

Alles wird gut.

Die Zweite Republik kommt zu sich selbst.

Vor einigen Jahren durfte ich in New York miterleben, wie sich ein Wirtschaftskammerpräsident am österreichischen Nationalfeiertag in feinstem Nachkriegsenglisch bei seinen amerikanischen Gastgeberinnen erkenntlich zeigte. So bedankte er sich im Namen des *österreichischen Volkes* dafür, dass *das amerikanische Volk* Österreich befreit habe, in dem es 1955 seine Truppen abgezogen hatte. Damals klang das ziemlich gequält und holprig, war schlichtem Verdecken des Nazismus als Grund der alliierten Anwesenheit durch Wein- und Walzerseligkeit nach Manier des „1. April 2000“ nicht allzu weit entfernt. Es trug im Übrigen auch zur angestrebten Würde der Veranstaltung wenig bei, dass die Angelegenheit mit dem Absingen der Bundeshymne durch eine sichtlich beschwipste und jeder Nationalelf in punkto Katzenmusik Konkurrenz machende Konsultsbelegschaft beschlossen wurde.

Zwar wird allerorten hart daran gearbeitet, dass Peinlichkeit ein ständiger Aspekt österreich-nationaler Inszenierungen bleibt, und das Wort Peinlichkeit lässt in seiner etymologischen Abkunft von der *Pein* die ganze Dimension des in heimtückische Harmlosigkeit und Lächerlichkeit gekleideten Wahns erahnen. Doch hat die politische Kultur mittlerweile zu eleganteren Lösungen des geschichtsbildnerischen Problems gefunden, welches darin besteht, der mitunter durchaus mehrheitsfähigen Destruktivität, die die österreichische Gesellschaft im 20. Jahrhundert entfaltet hat, ein Happy End anzudichten und alle Widersprüche zuzu decken.

So erscheint das Ge- und Bedenkjahr 1988 nur auf den ersten Blick als Vorläufer der diesjährigen Haupt- und Staatsaktion des geschichtsbewussten Nationalbekenntnisses. Stand jenes noch stark im Zeichen des in Form des Waldheimsyndroms aufgebrochenen Beschweigens eigener Anteile am Zivilisationsbruch, so funktioniert der Nationalsozialismus 2005 vorwiegend als Konfliktfolie, dessen beschwerliche aber glückliche Auflösung sodann in Szene gesetzt werden kann. Immerhin erlaubt diese Erzählung das Verbrechen zu benennen, was das Problem am internationalen Parkett einigermaßen löst. Es ist dann freilich die tapferere und entbehrungsreiche Erfolgsgeschichte der Zweiten Republik, errungen nach Bombenleid und Hungersnot, die inszeniert wird, und zwar als *gegen* den Nazismus durchgesetzt, obwohl es auch *mit* seinen Ausläufern geschah, als *trotz* der alliierten Verwaltung errungen, obwohl die qua Besatzungsregime halbwegs nachgeholte bürgerliche Revolution den Anschluss an die Demokratien des Westens erst ermöglichte.

Die immer wieder angestregten Versuche es doch *wirklich wissen zu wollen*, müssen so gar nicht mehr aufgenommen werden. Die gesellschaftliche Katastrophe kann unverstanden bleiben, weil der Nationalsozialismus nach gelungenem Wiederaufbau schlicht historisch erledigt ist. Die Erwartung solcher Erkenntnis, die nicht anders denn als Projekt gesellschaftlicher Emanzipation zu haben ist, an einen Staat zu richten, wäre selbstverständlich naiv. Zwar hält die globalisierte Staatsräson einiges an Dezentrierung aus, aber die Einsicht, dass noch das schönste Denkmal der Nation im Appell der Erinnerung die auseinanderklaffenden geschichtlichen Erfahrungsräume nicht mehr zu schließen vermag, ist mit besonnenem Weitermachen nicht vereinbar. Was bleibt ist Staatsvertrag und Staatsoper, UNO Sitz und Ski-Weltcup, Steyr-Daimler-Puch und Kindergeld. Schönes *Neues Österreich* eben. Die nationalen Aporien des staatsförmig zugerichteten Gedenkens als Aufklärungsversäumnis aber sind von dieser Warte aus nicht mehr zu entziffern.

Sebastian Markt

ist unter anderem zweiter Sekretär an einem Institut für Finanzmathematik. Er lebt in Wien. Anderswo findet er es aber auch recht schön.

Editorial:

Liebe Leserin! Lieber Leser!

2005 wird gefeiert und gedacht was das Zeug hält. Neben den 60-50-10 Jubiläen, wird die Liste der mehr oder weniger verzichtbaren runden Jahrestage immer länger. So fällt es schwer zwischen 100 Jahre Friedensnobelpreis für Bertha von Suttner und 50 Jahre Wiedereröffnung der Spanischen Hofreitschule einen Zusammenhang herzustellen. Wozu auch, Hauptsache Österreich feiert sich selbst.

GEDENKDIENTST versucht sich in dieser Ausgabe der Frage wie in Österreich erinnert und gedacht wird anzunähern. Einen kritischen Blick wirft Florian Wenninger auf die noch immer nicht Enden wollenden Aktivitäten des „Letter to the stars“-Teams. Dieses Jahr soll - warum auch immer - eine „Nacht des Schweigens“ in der Gedenkstätte Mauthausen veranstaltet werden. Othmar Kastner stellt sich in seinem Artikel anhand des Hauptwerkes von Emanuel Levinas Fragen zum Thema Gedenken.

Abgerundet wird diese Ausgabe durch zwei Artikel über die Veranstaltungsreihe ‚Geh Denken!‘. Christian Klosch konstatiert in seinem Bericht über die Partisanenwanderung 2004, dass Kärnten einfach anders ist. Niko Wahl informiert über Kontinuitäten bei der Verfolgung von Homosexuellen in Österreich während der NS-Zeit und in der Zweiten Republik. Zu guter letzt konnte auch wieder Florian Huber für eine seiner legendären Buchrezensionen gewonnen werden.

Eine interessante Lektüre wünscht
Stephan Roth
Chefredakteur GEDENKDIENTST

Haben Sie Mauthausen schon bei Nacht gesehen....

haben Sie das schon erlebt? Falls nicht, wird ihnen vielleicht schon bald geholfen. Zumindest wenn es nach den Machern von „Letters to the Stars“ I + II geht. Beschau einer allgemein verträglichen Geschichtsinzenierung in Episoden.

Im Jahr 2001 gebar der News-Mitarbeiter Andreas Kuba mit seinem Kollegen, Josef Neumayr aus der Redaktion der Barbara Karlich>Show, die Idee einer thematischen Erweiterung des eigenen Wirkungsradius. Nicht mehr Diskussionen über das Pro und Contra von Sodomie mit dem Familienmeerschweinchen oder die dreihunderttausend wichtigsten Österreicher, sondern das Schicksal der österreichischen Naziopter sollte diesmal Aufmerksamkeit und Sponsoren erregen. Und zwar im Rahmen eines alle Stückeln spielenden MegaProjektes, Aufarbeitung, Riesenevent und rührende Medienbilder inklusive.

Dabei kamen Kuba und Neumayr einige Umstände zupass: Erstens das beinahe völlige Fehlen von Projektangeboten zur Förderung der zeitgeschichtlichen Vermittlungsarbeit an Schulen; Zweitens die bereitwillige Unterstützung durch mehrere renommierte Institutionen wie das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes oder Organisationen wie den OGB, die froh und bereitwillig jedwede antifaschistische Arbeit nach Kräften fördern; Drittens der Umstand, dass auch diverse Unternehmen für Möglichkeiten dankbar waren, im Bereich Geschichtsaufarbeitung das eigene (tlw. zwischen 38 und 45 ramponierte) Image etwas aufzuteilen zu können.

Zudem dürften beide Initiatoren im Zuge ihrer journalistischen Arbeit ein gewisses Gespür dafür entwickelt haben, was hierzulande "reingeht" und, im Fall Zeitgeschichte vermutlich wichtiger, was nicht. Die Beschäftigung mit dem Naziregime ist, spät genug, inzwischen gesellschaftlich weitgehend anerkannt. Allerdings nur mit gewissen Auflagen: Der Judenmord war eine unschöne Sache, wiewohl das Werk weniger. Die Thematisierung von KZ-Gräueln ist dementsprechend in Ordnung, der Spaß aber schon beim kleinsten Versuch einer Kontextualisierung vorbei. Alles, was eine breite Verwicklung der Großelterngeneration (und damit, etwa auf dem Umweg arisierter Vermögenswerte, auch der eigenen Generation) vermuten ließe, führt ebenso unweigerlich zu hitzigen Konfrontationen wie Auseinandersetzungen mit der Frage nach dem woher und wohin des Faschismus als solchem. *Aus der Geschichte für die Zukunft zu lernen* ist ein omnipräsenter Stehsatz, beliebt ob seiner Beliebtheit.

Wie also sieht ein Projekt aus, dessen Macher um die Untiefen der Täterkinderseelen Bescheid wissen und von vornherein nicht anecken, sondern gefallen wollen?

A letter to the Stars was born

Das Drehbuch zum ersten „A letter to the Stars“ -Plot (ausgestattet mit dem jugendlich-fetzigen Kürzel „L2tS“): Jede/r am Projekt teilnehmende Schülerin recherchiert die Geschichte eines der österreichischen Nazi-Opfer und schreibt ihm/ ihr anschließend einen Brief. Die Briefe werden gesammelt, kopiert und im Rahmen eines Mega-Events am Heldenplatz an 80.000 weißen Luftballonen befestigt und steigen mit diesen zum Himmel. Es gibt kein pädagogisches Begleitkonzept, es werden keine lästigen Fragen gestellt oder gar beantwortet, das ganze ist selbsterklärend. *Für die Zukunft aus der Vergangenheit lernen. Aufrütteln. Betroffen machen.* „Wir können all diese Menschen nicht wieder lebendig machen, aber wir können ihnen ihre Namen, ihr Gesicht, ihre Würde zurückgeben.“¹ Herr Karl grunzt zustimmend. So lange es nix kostet, geben wir gerne zurück, wenn's wollen auch Würde.

Den Herren Karls nicht allzu nahe zu treten war generell Programm von L2tS. Kuba auf die Frage, weshalb Antisemitismus im Projekt kaum thematisiert werde: „Wir sind nicht gegen etwas, sondern für etwas. ... Wir verurteilen nicht, das ist nicht unsere Aufgabe.“² Soviel Offenheit beeindruckte selbst Zwangsarbeiterbeschäftigter Siemens, der alsbald als Sponsor gewonnen ward.

Weder Projektbetreiber noch Sponsoren oder politisch Verantwortliche kümmerte es, dass in Rechercharbeit unerfahrene Lehrkräfte mit ihren Schülerinnen alleine gelassen wurden und der Erkenntnisgewinn des angeblichen „Forschungsprojektes“ daher minimal blieb. Vom Lerneffekt für die Schülerinnen erst gar nicht zu reden. Niemand schien sich an der vorbehaltlosen, unreflektierten Identifikation der Täterkenkel mit den Opfern zu stoßen. Keiner der Beteiligten scheint sich der Problematik verordneter Betroffenheit bewusst zu sein, wie sie in den Briefen der Jugendlichen durchgehend zum Ausdruck kommt und auf deren Gefahr Horkheimer hingewiesen hat.³ Was soll auch ein/e Vierzehnjährige/r wozu einem Menschen brieflich mitteilen, der vor 60 Jahren ermordet wurde? Die meisten der offensichtlich etwas ratlosen Jugendlichen erklärten sicherheitshalber, es sich reichlich unschön vorzustellen, umgebracht zu werden „obwohl die meisten gar nichts getan haben.“⁴ Weil weder die Frage nach den Tätern selbst noch nach den Motiven ihres Handelns Gegenstand des Projekts war, machten sich einige der Schülerinnen selbst Gedanken - unter anderem las sich das in einem der Briefe dann so: „Er [Hitler, Anm.] hatte gute Ideen doch er setzte sie falsch ein ... Mir kam zu Ohren, dass seine Eltern bei einer Operation ums Leben kamen und deren Arzt war ein Jude. Daraus sollte die Wut entstanden sein.“⁵ Die Schüler sind allerdings die letzten, denen ihre Unwissenheit und mangelnde Sensibilität vorzuhalten ist. Verglichen mit der Aufforderung des Eventsponsors Post Telecom an die zum Abschluss event am Heldenplatz versammelten Jugendlichen, nicht nur Briefe, sondern vermittels eingerichteter Sonderservice (und zu erhöhten Tarifen) auch „SMS to the Stars“ zu verschicken, nahmen sich die meisten brieflichen Ungünstigkeiten noch harmlos aus. Der Telecomslogan zum Tag lautete übrigens (unter dem Bild eines ermordeten Mädchens): „Von unserer Vergangenheit für die Zukunft lernen: Wir bleiben dran.“

... und weil's so schön war...

Von den zunächst meist noch wohlmeinend geäußerten Bedenken und Rat schlägen ließen sich die Veranstalter nicht ankränkeln. Aufgrund des großen Erfolgs von Teil I lief ein halbes Jahr später die

zweite „L2tS“-Stafel an. Diesmal sollten die Schülerinnen die Geschichte der Holocaust-Überlebenden recherchieren - und die betreffenden Personen brieflich kontaktieren. Keinesfalls würden dabei Datensätze von Personen weitergegeben, die nicht kontaktiert werden wollten, ließ der von Kuba/Neumayr betriebene „Verein Lernen aus der Zeitgeschichte“ wissen. Impliziert wurde damit, dass die Überlebenden vorab wo schon nicht ausdrücklich um ihr Einverständnis gebeten, so doch zumindest informiert worden seien. Schon bald stellte sich heraus, dass dem nicht so war. Erneut wurden in der Arbeit mit Zeitzeuginnen weitestgehend unerfahrene Pädagoginnen auf halber Strecke alleine weitergeschickt - und diesmal erreichten die Briefe tatsächlich Menschen.

Manche, vielleicht sogar die Mehrheit dieser Leute wird sich gewundert oder gefreut haben, Post von ihnen unbekanntem österreichischen Jugendlichen zu bekommen. Aber was war mit jenen, die keinen Kontakt wünschten? Was mit denen, die vor bestimmten Formulierungen in dem an sie gerichteten Brief zurückprallten? Wer kümmerte sich um diejenigen, die antworteten? Und wen interessierte, was die Schülerinnen bei all dem empfanden? Die Antworten von Kuba/ Neumayr auf all diese Fragen waren stereotyp: „... Sache der engagierten Pädagoginnen... geht uns nichts an (!)... wir bieten ausschließlich ein Package, alles weitere bleibt den Projektpartnern und teilnehmenden Schulen überlassen...“⁶ Neben den Datensätzen der Überlebenden enthielt dieses „Package“ auch jetzt vor allem medial bestens verwertbare Bilder. Diesmal im Zentrum des Geschehens: Das Konzentrationslager Mauthausen. Als dort Gäste aus aller Welt sich zu den Befreiungsfeiern einfanden, wurden sie auf dem Feld vor dem ehemaligen Lager junger, ernsthafter bis gramgebeugter Menschen gewahrt, die - wie dem Schilderwald am Rande des Feldes zu entnehmen war - „100.000 Sonnenblumensamen für 100.000 Ermordete“ aussäten. Auf Nachfrage berichteten sie recht freimütig, ihre momentane Tätigkeit sei „nur Show, morgen kommt der Bauer und macht des mit'm Traktor, händisch wirst da ja zum Schwammerl!“ - stimmt vermutlich und ist auch gleichgültig. Das Bild „jedem Opfer seine Blume“ saß. Ebenso wie die weißen Tauben, die als Höhepunkt der Feier fliegen gelassen wurden. Wem der Symbolgehalt von weißen Luftballons 2003 und weißen Tauben 2004 verborgen geblieben war, konnte auf der L2tS-Homepage seine Wissenslücke schließen: „Die Farbe Weiß bedeutet im jüdischen Kulturverständnis ‚dem Vergessen entreißen‘. Eine Behauptung, die der gesamte jüdische Bekanntenkreis des Autors ebenso wenig bestätigen wollte wie der Betreiber des Internetportals www.juedische.at, Samuel Laster.“⁷

... gleich noch einmal

Es war schon länger absehbar, dass auch das heurige Gedenkjahr kaum ohne einen Beitrag von Kuba/Neumayr auskommen würde. Und tatsächlich erlebte ihre bereits zweimal verbratene Idee „Schülerinnen schreiben Geschichte“ eine dritte Auflage. Diesmal auf dem Programm: ein Monat in den 60 Jahren der Zweiten Republik. Die teilnehmenden Schülerinnen „dokumentieren das Zeitgeschehen, den Alltag und das Lebensgefühl dieser Tage. So entsteht die „Österreich Zeitung“, die stärkste Zeitung der Welt, die mehr aussagt als jedes Geschichtsbuch...“⁸ Auch die Nuancen scheinen etwas verschoben, nun soll offenbar demonstriert werden, „dass die Jugend bereit ist, aus der Geschichte zu lernen und sich engagiert der Zukunft zu stellen“⁹ - seit jeher hervorstechendstes Merkmal österreichischer Identitätsfindungsprozesse, also gehört's auch einmal gesagt.

Den Beweis, wie sehr *unsere* Jugend aus der Vergangenheit zu lernen bereit ist, wollen Neumayr und Kuba heuer wieder in Mauthausen erbringen. Und inzwischen hat man schon fast aufgehört, sich über sinnentleerte Symbolik und artifizieller Betroffenheitsriten zu wundern: Jugendliche sollen im Umfeld der Befreiungsfeier am 8. Mai im Rahmen einer „Nacht des Schweigens“ mit einer brennenden Kerze vor sich eine Nacht auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers ausharren - *feel the spirit of Shoa*. Über Vorhaben für 2006 wurde noch nichts verlautbart, man darf also gespannt sein. Wie wäre es mit Memorialgymnastik auf der Todesstiege?

Florian Wenninger

Leistete 1998/99 Gedenkdienst in Yad Vashem, Jerusalem

1 www.lettertothestars.at per 12. März 2005

2 Im Rahmen einer Podiumsdiskussion im Verein Gedenkdienst am 15. März 2004

3 siehe etwa Horkheimers Briefwechsel mit Klaus von Dohnanyi, in MH 1996: Gesammelte Schriften,

Bd. 18, Frankfurt/ Main, S. 548 ff

4 www.lettertothestars.at per 16. März 04

5 ebenda

6 Im Rahmen der o. g. Podiumsdiskussion im Verein Gedenkdienst am 15. März 2004

7 vgl.: Köchl, Sylvia 2004: Fly über Mauthausen. Letters to the Stars und die "Demokratisierung" des Opferstatus, in: MALMOE Nr. 20/04

8 Nachzulesen ist die gesamte Beschreibung des Projektes auf www.oe2005.at

9 ebenda

Verdenken

Emmanuel Lévinas beginnt sein zweites philosophisches Hauptwerk „Autrement qu'être ou au-delà de l'essence" mit einer in trockenem Ton verfassten Widmung in französischer und hebräischer Sprache, deren semantischer Gehalt uns von anderen autobiographischen, literarischen oder auch historischen Zeugnisberichten von der Vernichtung der Juden her bekannt zu sein scheint. Diese Widmung lautet wie folgt: *„A la mémoire des êtres les plus proches parmi les six millions d'assassinés par les nationaux-socialistes, à côté des millions et des millions d'humains de toutes confessions et de toutes nations, victimes de la même haine de l'autre homme, du même antisémitisme.“*⁴ Wir glauben, zu wissen, wem Lévinas dieses Buch anvertraut, nämlich den Opfern dieser Vernichtung, den „nächsten Sein“, wie es in ontologischem Vokabular heißt. Auf den ersten Blick scheint Lévinas dieses Buch, in welchem er eingebettet in eine Kritik an der klassischen Ontologie die Frage nach der Unendlichkeit meiner Beziehung zum Anderen (des Seins) stellt und damit den ethischen Zäsuren nach der Denkmöglichkeit von Auschwitz gerecht zu werden versucht, tatsächlich als Mittel zur Erinnerung an die nächsten Sein unter den Ermordeten - oder an die „nächsten Angehörigen“, wie die deutsche Übersetzung salopp formuliert - zu schreiben.

Doch wir müssen uns fragen: Ist dies der Fall? Ist es nicht vielmehr so, dass diese Adresse, in der wir trotz ihrer Länge kein einziges Verb oder ein anderes Indiz einer bezeugenden Aktivität vorfinden können, sich zuallererst auch an sich selbst wendet? Und ist nicht diese vermeintliche Versicherung, zu wissen, an wen sich diese Widmung wendet, die eigentliche Frage, um die es hier geht? Denn die ausgesprochene Erinnerung ist nicht das Mittel zum Zweck der Adresse sondern selbst der Adressat. Diese Widmung ist als ethisches Geschenk der Erinnerung, dem Andenken und dem *Gedenken* selbst zuzudacht.

Doch was bedeutet es, ein Etwas, ein Buch, ein Sprechen, einen Diskurs dem Gedenken an ein Etwas, ein Buch, ein Sprechen, einen Diskurs anzuvertrauen? In den Dienst *welcher* Sache stellt man sich mit so einer verdoppelnden Geste? Oder aber - und vielleicht ist dies dasselbe - in wessen Dienst stellt man sich? Welches Sprechen und welches Sagen finden hier statt? Wer ist hier der Statthalter wessen und welche unmögliche Stellvertretung muss man mit solch einer Geste auf sich nehmen? Diese Fragen an das Gedenken und das Zeugnis zu formulieren, ist das dringliche Anliegen des vorliegenden Textes.

Der Frage nach der ethischen Doppelung im Gedenken widmet sich auch Giorgio Agamben in „Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge“. *„Dank einer Reihe immer genauerer und umfassender Untersuchungen [...] ist das Problem der historischen [...] Umstände der Vernichtung der Juden ausreichend geklärt. [...] Ganz anders verhält es sich dagegen mit der ethischen und politischen Bedeutung der Vernichtung oder selbst mit dem menschlichen Begreifen des Geschehens - letztlich also seiner Aktualität.“*² Dabei handelt es sich um eine ethische Aktualität, deren Verortung im historischen Hier und Jetzt für Agamben nicht möglich erscheint und deren Spannungsgefüge das theoretische Problem der Zeugenschaft virulent macht. Agamben untersucht auf originelle Weise die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Sprechens des Zeugen und fragt die abgründige Frage, wie überhaupt Überlebende für Tote *Zeugnis sagen* oder diesen Toten *Zeugnis geben* können. Wie kann ich den Tod des Anderen, den nicht ich sterben kann, wie kann ich diese absolute Grenze und die Verunmöglichung der Stellvertretung noch bezeugen? So wie Lévinas widmet sich auch Agamben dieser „Kluft“ zwischen meinem (über-)lebenden Sprechen und bezeugenden Schreiben und dem nicht lebendigen Sprechen des Toten, des Ermordeten. Diese „Lücke“ ist für Agamben der Anfangsgrund eines jeden Gedenkens, sie stiftet das Zeugnis. In sie werden wir uns begeben müssen, in ihr werden wir ein Sprechen zu suchen haben, wenn wir zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren des Zeugnisses und des Gedenkens einen aporetischen, aber dennoch begehbaren Weg finden wollen. Das bezeugende Gedenken ist eine Möglichkeit dafür. In ihm findet der von einer unvordenklichen Vergangenheit provozierte Versuch statt, Zeugnis für etwas zu geben, das nur als Lücke „vorhanden“ ist.

Die Überlebenden, oder wie es im Deutschen auch unglücklich heißt, die „Zeitzeugen“ „legten“, wie Agamben schreibt, „Zeugnis ab für etwas, das nicht bezeugt werden konnte“³. Dass der Begriff des Zeitzeugen ein unglücklicher ist, geht daraus hervor, dass das verantwortete Zeugnis abgelegt wird für eine unbezeugbare Zeit und einen unbezeugbaren Ort. Dass dies nicht gleichbedeutend ist mit einer unsagbaren Zeit oder einem unsagbaren Ort ist dabei nicht zu übersehen. Im Englischen findet sich ebenfalls neben „Survivor“ der selten gebrauchte Begriff des „contem-porary witness“ oder „witness of the times“, der jedoch meist durch die ebenfalls unglückliche Bezeichnung des „Augenzeugen“, des „eye witness“ ersetzt wird, der die Annahme einer visuellen und dadurch gesicherten Authentizität des Zeugenberichtes suggerieren soll. Doch innerhalb eines jeden Zeugnisses erfährt die Diskussion um Authentizität ihren wahren und widerstreitenden Kristallisationspunkt dort, wo der Zeuge selbst als Bürge für sein „eigenes“ authentisches Zeugnis auf die Unannehmbarkeit stößt, den Ort des historischen Geschehens nicht mehr mit jenem identifizieren zu können, den er bezeugen möchte. Auf dieses vielbeschriebene Problem stößt auch Trude Levi in ihrem Buch „Did you ever meet Hitler, Miss?“, wenn sie auf die an sie gerichtete Frage, ob sie seit diesem singulären Datum, diesem sogenannten „Holocaust“ oder dieser sogenannten „Shoah“ wieder an jenen Orten gewesen ist, an denen sie inhaftiert war, antwortet: *„I went back to Auschwitz recently, even though I did not feel like going there. [...] My feelings at Auschwitz were quite ambivalent. I was impressed by the bleakness of the museum, but when we went to Auschwitz-Birkenau, the part I was in, which I was most worried about visiting, it meant very little to me. The woe-den barracks have disappeared, so has the chimney, and obviously the smoke and the stench have gone. The greyish-yellowish barren soil is now covered with beautifully manicured grass and lovely trees“*. Dies bringt deutlich zum Ausdruck, dass sich das Zeugnis nicht auf den Ort oder die

Zeit gründen kann, auf die es sich bezieht, die es bezeugt. *Der Ort* und *die Zeit* der Vernichtung lassen sich nicht bezeugen, sondern nur der „Ort und das Subjekt des Zeugnisses“⁵. Diese aporetische Kluft spielt sich in jedem bezeugenden Subjekt ohne dessen Zutun ab. *„Normalerweise legt der Zeuge im Namen von Wahrheit und Gerechtigkeit Zeugnis ab, und aus ihnen erwächst seinem Wort Dichte und Fülle. Doch hier beruht die Gültigkeit des Zeugnisses wesentlich auf dem, was ihm fehlt; in seinem Zentrum enthält es etwas, von dem nicht Zeugnis abgelegt werden kann, ein Unbezeugbares, das die Überlebenden ihrer Autorität beraubt.“*⁶ Und weiter heißt es bei Agamben *„Die Überlebenden [...] bezeugen ein Zeugnis das fehlt“*⁷. Quasi-Zeugenschaft, die Zeugnis für ein anderes, ein abwesendes Zeugnis ablegt. Die sich analog zu jenem Zeugnis positioniert, das nicht abgelegt werden kann. Zeugnis ablegen heißt daher für Agamben *„Zeugnis ablegen [...] von der Unmöglichkeit, Zeugnis abzulegen“*⁸. Und so fragt Agamben nach der Möglichkeit dessen, wovon es keine Sprache gibt und das in „seiner“ Nicht - Sprache ein zu Bezeugendes, ein zu Erinnerndes, ein zu Gedenkendes zum Noch-Nicht - Ausdruck bringt. Agamben besteht auf einer nachträglichen Verantwortung des Zeugen gegenüber dem vorgängigen und nicht greifbaren *eigentlichen* Zeugen. Dies ist eine Nachträglichkeit die das Subjekt nicht mehr als alleinige Autorität im Sinne der Aussage einer Wahrheit bestehen läßt, sondern dieses ist umgekehrt aus der Vorgängigkeit des eigentlichen, des anderen Zeugen gespeist. Diese Quasi-Zeugenschaft bringt dieses Noch-Nicht des ersten, des absoluten Zeugen, desjenigen, *„der nicht Zeugnis ablegen kann“*⁹, zum Hören. Diese nachträgliche Zeugenschaft ist nur möglich durch eine mich entsubjektivierende Andersheit des „ersten“ Zeugen. Wenn ich bezeuge, dann werden Erfahrungen des durch mein Zeugnis überlebenden Anderen nicht zu meinen Erfahrungen, denn ich spreche nur anstatt seiner, an jener nicht verortbaren Gedenkstätte, wo dessen, nicht meine, nicht Deine, Erfahrungen ihren Platz hatten und haben werden. Wiewohl das Zeugnisgeben eine *„untrennbare Intimität“*¹⁰ bedeutet so spielt es sich an einem Ort ohne Hier und in einer Zeit ohne Jetzt ab.

Eine andere Zeit als das Hier und Jetzt sind für das Gedenken konstitutiv, eine andere Zeit und ein anderer Ort als jede nur mögliche vergangene und gegenwärtige Temporalität und Objektivität. Wenn man von Gedenken spricht, nimmt man an, dass sich dieses ausschließlich auf ein Vergangenes beziehe. Doch wer könne sagen, er wisse welche Zeit sein Gedenken habe? Wer könne sagen, er wisse welche Zeit seinem Gedenken zur Verfügung stehe? Oder ob die Zeit des Gedenkens gar nur im Vergangenen liege? Gedenken im Sinne einer teleologischen Ausrichtung auf ein Vergangenes gibt es nicht, auch Agamben unterliegt diesem Irrtum¹¹. Denn weist nicht auch das Zeugnis für eine Vergangenheit und Zugegenheit nicht immer schon auf etwas Zukünftiges im Gedenken hin? Dies vielleicht unter anderem deswegen, weil man auch hier nicht wissen kann, was dies dann *eigentlich* sei oder sein könnte? Gedenken und Zeugenschaft sind in ihrer Kernstruktur auf etwas Zukünftiges gerichtet. Nicht „ich gedenke“, sondern „mir wird gedacht (werden)“ ist die Ermöglichung eines jeden und daher auch meines „eigenen“ Gedenkens.

Gegen Ende seines Buches dreht Agamben in ähnlicher Weise die personale Struktur im Zeugnis um. Agamben definiert den „Muselmann“ als *„die absolute Unmöglichkeit, Zeugnis abzulegen“*¹². Doch diese Unmöglichkeit, Zeugnis abzulegen, bringt der Zeuge zum Ausdruck. Das Zeugnis des Zeugen, das Sagen des Unsagbaren, wird durch den nicht mehr und noch nicht sprechen könnenden „Muselmann“ nicht nur ermöglicht sondern auch bestätigt. Und nur aus seiner Unmöglichkeit heraus, die eine ist, die keine Relativierung zuläßt, scheint dies möglich³.

Wenn man von Gedenken spricht, nimmt man desweiteren an, dass man den Gegenstand, dem man gedenkt, kenne. Man meint sich des Gegenstandes, dem man sich widmet, versichert. So fühlt man sich berechtigt *von der Vernichtung* sprechen zu können und nimmt an, man könne wissen, was denn das *in der Vergangenheit eigentlich* gewesen sei. Als sei die Eigentlichkeit einer Vergangenheit leichter zu erahnen als die einer jeden Zukünftigkeit, als seien die Spuren eines Nicht-Mehr-Da-„Seins“ eines Gegenstandes, eines Menschen leichter zu erahnen als Spuren des Noch-Nicht-Da-„Seins“? Ich kann nicht wissen, wer das *ist*, dem ich gedenke, ich kann nicht wissen, was das *ist*, dem ich gedenke. Wenn ich ge-denke, dann denke ich in Brüchen. Im Ge-denken vollziehe ich immer auch ein Verdenken oder anders: Verdenken bricht ins Ge-Denken ein. Das Verdenken entreißt den Gegenstand des Gedenkens, das heißt das Gedenken selbst, seinem angestammten Kontext und seiner Konstanz. Nur durch das Verdenken, das dem Gedenken inhärente temporale und objektsbezogene Fehl-Ge-Denken, kann das Gedenken zur Frage werden. Im Ge-Denken müssen die Demarkationen zwischen Nicht-Mehr und Noch-Nicht notwendigerweise porös werden. Einzig diese Notwendigkeit könnte eine Zukunft der ethischen und politischen Geste „Gedenken“ fordern und zeitigen. Diese vielleicht immer schon zukünftige Geste hängt mit der Frage zusammen, wie Zeugnis für den Zeugen abgelegt werden könne, wenn dieser nicht (mehr) (da) ist, wie dem Gedenken gedacht werden könne.

Der Zeuge ist derjenige, der das nicht mehr vorhandene Schon-Gesagte aufbricht, um es vielleicht überhaupt „zum ersten Mal“ sagen, um die unmögliche Möglichkeit zu schaffen, es wieder zu sagen oder es wieder sagen zu können. Damit der Nicht-Mensch den Menschen und der Mensch den Nicht-Menschen überleben kann, wie Agamben schreibt¹⁴. Anders formuliert heißt eine immer schon zukünftige Dringlichkeit des Gedenkens, den ersten Bruch, jenen zwischen dem nicht vorhandenen Schon-Gesagten und dem „zum ersten Mal“ sagen, noch einmal als Zeuge für den Zeugen zu wiederholen. Eine Zeugenschaft übernehmen, die dem „ersten“ Zeugen des *eigentlichen* Zeugen Zeugnis gibt. Dieser nicht subjektivierbaren Zeugenschaft hat Paul Celan in „Aschenglorie“ Niemand zuzudacht. „Niemand/zeugt für den/Zeugen.“¹⁵ Niemand sein, auch wenn diese Verantwortung eine nicht annehmbare ist. Ich muß bürgen, auch wenn ich das Hier und das Jetzt einer nicht gekannten Vergangenheit und Zukunft nicht wissen kann. Dieser unmöglichen, aber notwendigen Bürgschaft wird es zukünftig zu gedenken gelten. Othmar Kastner

Leistete 2003/2004 Gedenkdienst am London Jewish Cultural Centre. Derzeit Doktorand am Institut für Philosophie der Universität Wien.

1 Emmanuel Levinas: Autrement qu'etre ou au-delà de l'essence. Den Haag: Nijhoff, 1978. [„Dem Gedenken der nächsten Angehörigen unter den sechs Millionen der von den Nationalsozialisten Ermordeten, neben den Millionen und Abermillionen von Menschen aller Konfessionen und aller Nationen, Opfer desselben Hasses auf den anderen Menschen, desselben Antisemitismus“. In: Emmanuel Levinas: Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht. Aus dem Französischen von Thomas Wiemer. München: Alber 1998].

2 Giorgio Agamben: Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge. Aus dem Italienischen von Stefan Monhardt. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003, S. 7 [Orig. Quel ehe resta di Auschwitz. L'archivio e il testimone. Torino: Bollati Boringhieri 1998].

3 Ebda, S. 8f.

4 Trude Levi: Did you ever meet Hitler, Miss? A Holocaust Survivor talks to Young People. London: Valentine Mitchell 2003, S. 67. [Ich bin vor kurzem wieder nach Auschwitz gefahren, obwohl mir nicht darnach war. [...] In Auschwitz hatte ich zwiespältige Gefühle. Verwundert war ich von der Kargheit des Museums, aber als ich nach Auschwitz- Birkenau ging, jenem Teil des Lagers, in dem ich damals war, und den zu besuchen, ich am meisten Vorbehalte hatte, bedeutete es mir sehr wenig. Denn all die Holzbaracken sind verschwunden, so auch der Schlot. Auch der Rauch und der Gestank waren nicht mehr da. Die gräulich-gelbliche kahle Erde ist nun mit schön geschnittenem Gras und hübschen Bäumen bedeckt.“ Übersetzung O.K.]

5 Agamben: Was von Auschwitz bleibt, S. 9.

6 Ebda, S. 30.

7 Ebda. Vgl. dazu auch Jean-Francois Lyotard: Der Widerstreit. Aus dem Französischen von Joseph Vogl. München: Fink 1987, S. 17f.

8 Agamben: Was von Auschwitz bleibt, S. 30.

9 Ebda, S. 131.

10 Ebda, S. 127.

11 Vgl. Ebda, S. 138.

12 Ebda, S. 143.

13 Vgl. Ebda.

14 Ebda, S. 132.

15 Paul Celan: Gesammelte Werke in sieben Bänden. Zweiter Band. Gedichte II. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2000. S. 72.

„Kärnten? Das dauert noch 20-30 Jahre bis da was normal wird, wenn überhaupt...“

Impressionen einer Studienfahrt in den Süden

Zum zweiten Mal veranstaltete GEDENKDIENTST rund um den Kärntner Landesfeiertag am 10. Oktober eine Partisanenwanderung ins zweisprachige Gebiet Kärntens/Koroskas; 20 Wienerinnen und einige Kärntnerinnen nahmen daran teil.

Auch heuer geriet die Fahrt in den sonnigen Süden Österreichs, wo man angeblich „Urlaub bei Freunden“ macht, zu einer Reise in die tiefen Abgründe der Kärnten Seele. Für einen Rest-Österreicher ist die Weltanschauung vieler Kärntnerinnen nicht nachvollziehbar. Mit der Fahrt über die Pack wird eine Zone fremder Mentalität betreten.

Wie letztes Jahr „pendelten“ wir zwischen Programmpunkten, die die Geschichte des Landes sowohl aus „deutsch-kärntner“ Sicht (Abwehrkampf Museum in Völkermarkt, 10. Oktober Feier in Völkermarkt) als auch aus der Sicht der slowenischen Minderheit (Partisanen Museum Persmanhof, Zeitzeugengespräch mit ehemaligen Partisaninnen) beleuchteten. Der Besuch des ehemaligen KZ Loiblpass auf Kärntner und Slowenischer Seite rundete das Programm ab.

Ergebnis der dreitägigen Reise: Nicht nur das Land Kärnten auch die Kärntnerinnen selbst sind in sich nicht nur einmal sondern mehrfach „gespalten.“ Von einer gemeinsamen Deutung der Geschichte der letzten 100 Jahre ist man weit entfernt. Gerne wird verschwiegen, dass die Kärntner Volksabstimmung 1920 nur deswegen gewonnen wurde, weil das demokratische Kärnten den Slowenen die Regelung der kulturellen, sprachlichen und politischen Fragen nach Schweizer Vorbild anbot. Diese Versprechungen hat man aber bald wieder vergessen, stattdessen prägte ein zunehmend aggressiver werdender Deutschnationalismus die politische Landschaft Kärntens in der ersten Republik. Regelung der Minderheitenrechte nach Schweizer Vorbild? Mitnichten.

Dafür regelten dann die Kärntner Nazis die Sache auf die ihnen eigentümliche Art nach 1941: Anschluss weiter Teile Sloweniens bis hinunter nach Lubljana an den „Reichsgau“ Kärnten. Auslöschung der slowenischen topographischen Bezeichnungen, aggressive Germanisierung der slowenischen Bevölkerung, Deportation so genannter „Nationalslowenen“ in Arbeitslager und/oder Konzentrationslager. Auslöschung slowenischer Inschriften auf Gedenktafeln, Gräbern, etc.

Und dann wundern sich die „DeutschKärntner“, dass viele Slowenen die Partisanen unterstützten und zwischen 1941 und 1945 für eine Abspaltung Südkärntens an Jugoslawien kämpften?

Nach 1945 wiederholte sich die Geschichte von 1920: Wieder Versprechungen, diesmal sogar völkerrechtlich im Artikel 7 des Staatsvertrags verankert. Doch auch das kümmerte das demokratische Kärnten wenig. War der Staatsvertrag einmal unterzeichnet und die fremden Truppen aus Österreich abgezogen, vergaß man auch schnell den Inhalt des Artikel 7. Da hilft auch kein Verfassungsgerichtshof. „Für was brauch ma die Wiener Verfassung“, tönt es bei so mancher 10.-Oktoberfeier im Land, „Wir regeln das auf unsere Art, nämlich demokratisch.“ Das klingt fast wie eine Drohung.

Fazit: In Kärnten gilt nicht die Verfassung, hier gilt nicht der Staatsvertrag, hier gilt nicht der Rechtsstaat, hier gilt die Willkür des Stärkeren und ganz Österreich - Bundesregierung und Öffentlichkeit - schaut zu.

Wie regeln das nun die KärntnerInnen? Oft macht man die Erfahrung, dass gerade jene Kärntnerinnen, deren Großeltern meist noch Angehörige der slowenischen Volksgruppe waren und ganz selbstverständlich slowenisch gesprochen haben, heute diejenigen sind, die am schärfsten gegen mehr zweisprachige Ortstafeln, gegen zweisprachigen Unterricht und für die Förderung der slowenischen Kultur sind. Dabei verrät der Familienname allein, dass das Gegenüber aus einer slowenischen Familie stammt.

Der Druck auf die Slowenen Kärntens ihre Sprache und Kultur aufzugeben und ins Deutsche hinüber zu wechseln ist seit Jahrzehnten enorm. Wer da nicht mitmacht, der wird als verbohrt, als slowenischer Nationalist, Partisan, Verräter der Heimat oder „einfach ehrlich“ als Tschusch diffamiert.

Das Slowenische hat in Kärnten ein negatives Image. Es gilt nicht als „Kultursprache“. Deswegen wehren sich auch deutschsprachige Eltern dagegen, dass ihre Kinder in zweisprachigen Klassen unterrichtet werden. Hingegen findet niemand etwas dabei, wenn in der gleichen Schule vermeintlich „wertvollere“ „Kultursprachen“ wie Englisch, Italienisch oder Französisch unterrichtet werden.

Aber Slowenisch in der Schule, im Kindergarten? Niemals! Das - so die fest verankerte Meinung - gefährde die Entwicklung des Kindes. Wer in der Schule slowenisch lernt, der bleibe in anderen Fächern zurück, lerne schlechter lesen, langsamer schreiben, kann schlechter Kopfrechnen etc. Dass diese Argumentation nicht logisch ist, kümmert niemanden.

Für das Sozialprestige unter den Deutschsprachigen ist es nicht ratsam - weder im Dorf noch in der Stadt - in die Nähe des Slowenischen gerückt zu werden. Erfolgreich ist es den rechtsgerichteten Organisationen in Kärnten gelungen das Slowenische an sich in den Geruch des Landesverrats zu rücken. Den „schlechten“ Slowenen wird dabei immer das Gegenbild des guten germanisierungsbereiten „Windischen“ gegenübergestellt.

Jahrzehnte wurde das Zerrbild des jugoslawischen Fuchs mit Titomütze geprägt, der nach „deutschem“ Kärntnerblut lechzend über die Karawanken blickt. Das war ein beliebtes Aufmachersujet für die Kampfblatt des Kärntner Heimatdienstes „Ruf der Heimat“ (jetzt „Der Kärntner“). Dem Kärntner Heimatdienst ist es auch zu verdanken, dass der slowenische Küchengeräte Hersteller Gorenje kein Werk mit hunderten Arbeitsplätzen in der Nähe von Bleiburg in den 70er Jahren errichten konnte. Er initiierte damals eine erfolgreiche Kampagne gegen die drohende „Slowenisierung“ Kärntens. Die slowenische

Wirtschaft hat mittlerweile bewiesen dass sie „europareif“ ist, was man von der Kärntner Mentalität leider nicht behaupten kann.

Wer weiß, vielleicht wird es sich aber in 20, 30 Jahren ändern. Schon heute pendeln mehr Kärntner nach Slowenien als Slowenen nach Kärnten um dort zu arbeiten. Geht der ökonomische Niedergang Kärntens in den nächsten Jahren ebenso weiter, wie der ökonomische Aufstiegs Sloweniens, werden die „deutschkärntner“ Kinder einmal ihren Eltern unangenehme Fragen stellen z.B. warum sie nicht die Chance bekommen haben in der Jugend - noch dazu gratis - die Sprache des Nachbarn oder die Sprache der eigenen Vorfahren zu erlernen?

Wie heißt es schön: Wer nicht lernt, den bestraft das Leben.

Christian Klösch

Historiker, leistete 1996-97 Gedenkdienst am Leo Baeck Institute in New York

Verfolgung von Schwulen und Lesben in Österreich im Nationalsozialismus und in der Zweiten Republik

*Den Beschluss des Landesgerichtes Innsbruck, Abt. 5 vom 4. März 1946 betreffend die Zurückweisung meines Ansuchens um Tilgung der Verurteilung habe ich zur Kenntnis genommen. Ich hätte gedacht, dass das mir vom früheren Regime, bzw. vom Reichsführer SS zugefügte schwere Unrecht der erlittenen 5jährigen Haft in einem staatlichen Konzentrationslager als Schutzhaftling - §175 bis zur Befreiung durch amerikanische Truppen - in Verletzung des §5 des Staatsgrundgesetzes vom 27.10.1862, RGBI No 87 zum Schutze der persönlichen Freiheit, des Art. 19 Abs 1 u Art.1 der Bundesverfassung von 1934 sowie des §225 StG - reichlich Grund gewesen wäre, das Ansuchen zu befürworten.*¹

Die Verfolgung homosexueller Männer und Frauen verlief in Österreich von 1852 bis 1971 ohne Unterbrechung nach dem gleichen Gesetz, dem § 129 I b, der „Unzucht wider die Natur mit Personen gleichen Geschlechtes“ unter Strafe stellte. Die Intensität der Verfolgung wurde ebenso wie das Ausmaß der darauf ausgesetzten Strafen immer den Wertmaßstäben der jeweiligen Zeit angepasst. 1971, als die Zeitumstände den Gesetzgeber zwangen, das Totalverbot für Homosexualität aufzugeben, wurden neue Paragraphen gefunden, um das Leben homosexueller Menschen zumindest einzuschränken und ins Verborgene abzudrängen. Das „Werbe“-Verbot und das Vereins- und Versammlungsverbot waren klare Aussagen gegenüber der homosexuellen Bevölkerung. Der bis 2002 bestehende § 209, der sexuelle Beziehungen von über 18jährigen Männern mit unter 18jährigen Männern unter Strafe stellte, war letztes Relikt einer anachronistischen pseudowissenschaftlichen Verderbungsidee des 19. Jahrhunderts.

Aus ähnlicher geistiger Haltung heraus ist es wohl zu erklären, dass der Gesetzgeber ex negativo immer noch ausdrückt, dass Homosexuelle zu Recht in Konzentrationslagern interniert wurden - als NS-Opfer werden die ehemaligen KZ-Insassen nämlich bis heute nicht anerkannt. Der Gesetzestext änderte sich nicht durch die Verwandlung Österreichs in die Ostmark, durch den „Anschluss“ an das Dritte Reich im März 1938. Es kamen jedoch wesentlich mehr Fälle von Homosexualität vor Gericht, und es wurden schließlich durch die nationalsozialistischen Richter auch wesentlich härtere Urteile gefällt als davor und danach. Neben der gerichtlichen Verfolgung existierte parallel und in Zusammenarbeit mit den judikativen Behörden die polizeiliche Verfolgung Homosexueller. Durch die polizeiliche Bespitzelungsarbeit (die auf breiter Ebene von der zivilen nationalsozialistischen Bevölkerungsmehrheit in Österreich mitgetragen und durch Denunziation gefördert wurde) wurden viele Fälle erst vor Gericht gebracht. Die Auseinandersetzung der Polizei mit Homosexuellen endete jedoch keineswegs mit der Übergabe der Verfolgten an die Gerichte. In vielen Fällen stellten Kriminalpolizei und Gestapo sogenannte „Rückstellungsanträge“, denen zufolge die Verfolgten nach der gerichtlichen Verurteilung (oder nach dem Verbußen der gerichtlich verhängten Haft) an die Polizeigefängnisse übergeben werden mussten. In diesen Gefängnissen begann für die Betroffenen ein Albtraum, den die Nationalsozialisten offiziell „Schutzhaft“ oder „Vorbeugehaft“ nannten. Die Opfer hatten keine rechtlichen Mittel, dagegen anzukämpfen, die Haft war keiner zeitlichen Beschränkung unterworfen. Im Rahmen dieser Haft wurden die Gefangenen gequält, gefoltert, verstümmelt und in vielen Fällen auch in Konzentrationslager deportiert, in denen die meisten von ihnen ermordet wurden. In anderen Fällen schaltete sich die Medizin in die Verfolgung und Vernichtung Homosexueller ein. Zum einen schlugen nationalsozialistische Mediziner (die durchwegs die Folgewirkungen leugneten) Kastrationen vor, die den Sexualtrieb zum Erliegen bringen sollten und damit eine trieb- und willenlose Arbeitskraft für den Nationalsozialismus retten sollten. Die Opfer dieser Verstümmelungen waren in den meisten Fällen nachher nicht nur nicht arbeitsfähig, sondern starben an Folgeerkrankungen oder nahmen sich nach dieser „psychischen Hinrichtung“ selbst das Leben. Andere nationalsozialistische Ärzte verwendeten Homosexuelle als lebendes Forschungsmaterial auf der Suche nach einer medizinischen „Heilung“ der Homosexualität. Auch diese Experimente endeten für die meisten Versuchspersonen mit dem Tod.

Durch die Nichtanerkennung als Opfer in der Zweiten Republik, durch das andauernde sogenannte „Totalverbot“ der Homosexualität wurden homosexuelle Opfer des Nationalsozialismus dazu gedrängt die Vergangenheit zu verbergen, um sich so weit wie möglich in die österreichische Nachkriegsgesellschaft einzugliedern. Doch vielfach war dies nicht möglich. Heinz Heger schreibt darüber in seinem Buch „Die Männer mit dem rosa Winkel“:

*„In der ersten Zeit nach meiner Heimkehr tuschelte und raunte zwar die Nachbarschaft über mich „warmen“ KZler, aber da ich sehr zurückgezogen lebte und nie in eine homosexuelle Affäre verwickelt wurde, ließ man mich in Ruhe meiner Arbeit nachgehen, kam mir aber auch menschlich nie näher. Zuerst war mir dies ganz recht, denn ich hatte in der ersten Zeit nach meiner Heimkehr gar kein Bedürfnis nach einer Aussprache mit anderen Menschen. Später war mir dieses Zurückweichen vor mir schon recht peinlich und betrüblich. (...) Für Gewaltverbrechen wie Mord und Raubmord hat man die Todesstrafe aus Menschlichkeit abgeschafft, dagegen ist nichts einzuwenden; aber warum bleibt man uns Homosexuellen gegenüber so unmenschlich, warum werden wir noch immer weiter verfolgt und von den Gerichten eingesperrt wie zu Hitlers Zeiten? (...) So aber müssen wir Homosexuelle noch immer im Schatten der Gesellschaft leben und ein recht menschenunwürdiges Dasein fristen.“*⁶

Der Punkt, den hier Heinz Heger anführt, ist jener des Tuscheins und Raunens in der Nachbarschaft - und die Nachbarn hatten auch eine ganze Menge zu besprechen, schließlich waren die intimsten Details des Lebens einzelner Homosexueller im Rahmen ihrer Verfolgung öffentlich gemacht worden. Die Polizei hatte bei Hausdurchsuchungen Briefe und Fotos, Notizen und Adressbücher mitgenommen, hatte die intimsten Liebesbriefe bei Verhandlungen vor der Öffentlichkeit verlesen. Verfolgte wurden gezwungen, im Rahmen der Verhandlungen ihr Sexualleben bis ins kleinste Detail in erniedrigendster Art und Weise zu erklären. Der soziale Druck, unter dem Schwule und Lesben schließlich nach ihrer Rückkehr aus Haft

und Verfolgung bei der Wiedereingliederung in die Bevölkerung litten, ist kaum vorzustellen. Für das erlebte Inferno waren sie angehalten, sich zu schämen. Und sie taten es auch. Kaum einer, der überhaupt einen Antrag auf „Wiedergutmachung“ oder auf die Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus stellte! Kaum einer, der damit in welcher Form auch immer an die Öffentlichkeit ging! Dies hielt viele Jahre, ja im Grunde bis heute an. Auch wenn anzunehmen ist, dass ein gar nicht so kleiner Teil jener, die von den Nationalsozialisten (den nationalsozialistischen Österreichern) verfolgt, verurteilt und verstümmelt wurden, heute noch leben - nach wie vor werden sie im Opferfürsorgegesetz nicht einmal als Opfer des Regimes anerkannt. (Der Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus stellt hier eine Ausnahme dar: Er anerkennt Menschen, die wegen ihrer Homosexualität oder auch aufgrund des baren Vorwurfes der Homosexualität verfolgt wurden, als Opfer.)

Niko Wahl

leistete 1998/99 Gedenkdienst am Leo Baeck Institute in New York

aus: LG Ibk, Vr 1378/38. Paul L. an das Landesgericht Innsbruck, 13.3.1946. aus: HEGGER, Heinz: Die Männer mit dem rosa Winkel: der Bericht eines Homosexuellen über seine KZ-Haft 1939-1945 (1972), S. 168 f.

Hans Schafranek, Klaus Tüchel (Hg.): Krieg im Äther. Widerstand und Spionage im Zweiten Weltkrieg.

Picus Verlag Wien 2004.

Die wissenschaftliche Aufarbeitung der Rolle der Geheimdienste im Widerstand gegen den Nationalsozialismus gilt als schwierig, liegt es doch im Wesen geheimdienstlichen Tätigkeit sich gegen jedwede kritische Annäherung zu sperren.

Erste Resultate der Erforschung dieses schwierigen Kapitels der NS-Geschichtsschreibung liegen nun in einem von Hans Schafranek und Klaus Tüchel im Picus Verlag herausgegebenen Sammelband vor.

Das Buch versammelt Beiträge einer 2001 von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand und dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes veranstalteten Tagung, die ein Forschungsprojekt über Fallschirmagenten der UdSSR im Zweiten Weltkrieg zum Gegenstand hatte. Dementsprechend ist etwa die Hälfte des Bandes der wissenschaftlichen Betrachtung sowjetischer Nachrichtendienste gewidmet, der Beiträge über die Aktivitäten westlicher Geheimdienste gegenüber stehen.

Das hohe fachliche Niveau der Publikation erschließt sich über ihre Konzeption.

Den Beschreibungen ausgewählter Spionageaktivitäten korrespondieren Beiträge, die zentrale Themen für die Analyse dieser Fallstudien beleuchten. Positiv hervorzuheben sind insbesondere die Betrachtung des NS-Terrorystems in Österreich von Wolfgang Neugebauer und der einführende Beitrag von Peter Steinbach über den sogenannten Widerstand „von außen“.

Dass ein solches Tagungsthema nach wie vor neben seiner historischen auch politische Relevanz besitzt, wird am teils bis heute bestehenden Konflikt zwischen den Regimegegnern im Innern und den emigrierten Widerstandskämpfern deutlich.

Letztere wurden häufig als Vaterlands verräter tituliert, die scheinbar heimatliche Interessen verraten und nur aus Feigheit ihren Widerstand ins Ausland verlagert hatten.

Es ist vielleicht das größte Verdienst des Buchs diese Gruppe einer ausführlichen kritischen Betrachtung zu unterziehen und sie dadurch wesentlich zu rehabilitieren, ohne die Konfliktmarken in der Auseinandersetzung mit diesem noch immer komplexen Themenkreis nivellieren zu wollen.

Florian Huber

Leistete 2000/01 Gedenkdienst in der Gedenkstätte Theresienstadt. Lebt zumeist in Wien

Welcome Anja

Anja Mertinkat ist EVS-Freiwillige im Gedenkdienstbüro

Warum hast du dich für freiwilliges Jahr bei Gedenkdienst entschieden?

Ursprünglich wollte ich nicht nach Österreich, ich dachte das ist eigentlich nur Deutschland im Kleinformat.

Abgesehen von der Beteiligung einer rechtsextremen Partei an der Regierung 2001 wird Österreich und das politische Geschehen hier eigentlich nicht richtig wahrgenommen.

In Deutschland glaubt man, quasi die Alleinschuld an den NS-Verbrechen gepachtet zu haben, Österreich ist in der Betrachtung zweitrangig. Natürlich weiß jeder, dass Hitler Österreicher war. Trotzdem hat mich überrascht, wie selbstverständlich hier von vielen Österreichs als erstes Opfer des Nationalsozialismus gesehen wird. Auch über den „Anschluss“ hier nach dem Motto: „Heim ins Reich, jetzt lasst uns loslegen!“ wusste ich praktisch nichts, bevor ich zu Gedenkdienst kam.

Das heißt, du bist in Deutschland schon mit der Geschichte des Nationalsozialismus konfrontiert gewesen?

Ich bin im Osten Deutschlands aufgewachsen, wo es auch ein Problem mit rechtsextremen Gruppierungen gibt; insofern war der Nationalsozialismus als Unterrichtsthema im Deutsch- und Geschichteunterricht immer präsent. Wir waren auf Exkursion in Ravensbrück, in der zehnten Klasse in Auschwitz.

Was qualifiziert dich für die Arbeit bei Gedenkdienst?

In Deutschland habe ich mich bei einer Organisation engagiert, die Schüleraustauschprogramme organisiert. Ich war selbst schon im Ausland, in Wisconsin, auf Schüleraustausch. Ich kenne also die Erfahrungen und Schwierigkeiten, die ein

längerer Auslandsaufenthalt mit sich bringen kann. In Wisconsin habe ich in einem Reservat gelebt, hatte eigentlich nur Kontakt mit Native Americans. Ich habe dort angefangen Basketball zu spielen. Bei Auswärtsspielen unserer Mannschaft war ich plötzlich mit dem Rassismus konfrontiert, der Native Americans entgegengebracht wird, den ich so nicht kannte und als Teil der Mannschaft auch selbst zu spüren bekam.

Hat es für deine Gasteltern eine Rolle gespielt, dass du Deutsche bist?

Das hat eigentlich keine Rolle gespielt. Sie wussten wahrscheinlich auch nur wenig über Deutschlands nationalsozialistische Vergangenheit, im Unterricht haben wir das Thema in drei Wochen abgehandelt und eigentlich nur über das Kriegs geschehen geredet.

Wie verbringst du nun deine Zeit bei Gedenkdienst?

Ich organisiere Treffen mit den Mitgliedern zum inhaltlichen Austausch, bin die Ansprechperson für Neuinteressenten und den ausgewählten Jahrgang, nehme an den Vorstandssitzungen teil und verbringe viel Zeit mit Email-Verkehr und dem Gestalten der Homepage. Ansonsten sehe ich mich als Teil des Jahrgangs, besuche die Vorbereitungsseminare und inhaltlichen Aktivitäten des Vereins. Da sage ich in Diskussionen auch gern mal etwas Provokantes, damit ein Gespräch überhaupt in Gang kommt. Das schadet hin und wieder auch nicht.

Anja Mertinkat

arbeitet seit September 2004 bei Gedenkdienst.

Das Interview führte Florian Huber, lebt immer noch zumeist in Wien.

Geh Denken!

Eine Veranstaltungsreihe des Vereins GEDENKDIENT

Mit einer lockeren Folge von Veranstaltungen unterschiedlichen Typs wendet sich der Verein Gedenkdienst an die Öffentlichkeit, lädt zum Mitdenken und Mitdiskutieren ein. Für die Gestaltung der Reihe sind wir an Wissenschaftlerinnen herangetreten, die unserer Organisation verbunden sind, um auf diese Weise einen für GEDENKDIENT charakteristischen Zugang zu markieren. Dabei geht es uns um eine lebhaft und kritische Gedenk- und Gedächtniskultur, die sich im öffentlichen Diskurs widerspiegeln soll.

Konzept und Organisation: Othmar Kastner, Christoph Köttl

Irene Harand - „Ich bekämpfe den Antisemitismus, weil er das Christentum schändet“

Mittwoch, 2. März 2005, 19.00 Uhr

Irene Harand war Mitbegründerin der ersten „Österreichischen Volkspartei“ und der „Harandbewegung - Weltbewegung gegen Rassenhass und Menschennot“. Der Vortrag wird das Leben dieser katholischen Widerstandsaktivistin nachzeichnen.

Vortrag von CHRISTIAN KLÖSCH (Historiker und Mitautor der Biographie: „Gegen Rassenhass und Menschennot“. Irene Harand - Leben und Werk einer ungewöhnlichen Widerstandskämpferin. Innsbruck: Studienverlag 2004)

Holocaust (-Gedenken) und Genozidprävention

Donnerstag, 17. März 2005, 19.00 Uhr

Verkommt das oft gebrauchte „Nie Wieder“ durch einen Mangel an konkreten Politikstrategien zu einer bedeutungsleeren Floskel? Soll die Erinnerung an den Holocaust überhaupt für Genozidprävention mobilisiert werden? Ist daher die Ausweitung der „Holocaust-Education“ auf andere Genozide notwendig, und stellt in diesem Zusammenhang eine solche Ausweitung eine Relativierung des Holocausts dar? Diese Fragen sollen im Rahmen einer Podiumsdiskussion erörtert werden.

Moderation: CHRISTOPH KÖTTL (Historiker)

Teilnehmerinnen: EDUARD FUCHS (Historiker, Universität Wien. Mitherausgeber: Genozide und staatliche Gewaltverbrechen im 20. Jahrhundert. Innsbruck: Studienverlag 2004), CHRISTINA BINDER (Univ. -Ass., Völkerrecht und Internationale Beziehungen, Universität Wien)

Die „Dritte Generation“ zwischen Vergangenheitsbewältigung und „Versöhnungsarbeit“

Mittwoch, 13. April 2005, 19.00 Uhr

Der Vortrag (in deutscher und englischer Sprache) beschäftigt sich mit verschiedenen Aspekten und Projekten der Vergangenheitsaufarbeitung. Der Fokus liegt hierbei auf der Arbeit mit Überlebenden der Shoah. ELIZABETH ANTHONY wird von ihren konkreten Erfahrungen mit dem Zusammentreffen von jungen Österreichern und Deutschen mit Überlebenden und deren Nachkommen berichten. Weiters wird Erinnerungsarbeit aus soziologischer, individualpsychologischer und gruppenspezifischer Sicht betrachtet.

Vortrag von ELIZABETH ANTHONY (U.S. Holocaust Memorial Museum, Survivor Affairs) und ROLAND ENGEL (Pädagoge, Trainer für Diversity Management, Interkulturelle Sozialkompetenz und Gruppendynamik)

„Kamerabeute“. Eine kleine Geschichte des schuldenden Blickes

Donnerstag, 19. Mai 2005, 19.00 Uhr

OTHMAR KASTNER wird Walter Benjamins Schrift „Kleine Geschichte der Photographie“ dahingehend zu befragen suchen, inwiefern uns diese nicht nur einen Abriss über die Geschichte der technischen Wahrnehmung und des Wahrgenommenwerdens liefert, sondern auch wesentliche Hinweise dazu geben können, wie wir den photographischen Blick auf die nationalsozialistischen Verbrechen zu verstehen haben. Warum und wie wurde fotografiert? Was wurde nicht fotografiert? Gibt es eine Grenze zwischen „neutralem Beobachter“ und „Täter“? Wie lässt sich unser Blick auf und unser Angeblicktwerden durch diese Photographien beschreiben und erklären?

Vortrag von OTHMAR KASTNER (Philosoph, Doktorand an der Universität Wien)

Zeitzeugenschaft. Vergangenheit und Zukunft

Donnerstag, 23. Juni 2005, 19.00 Uhr

In dieser Podiumsdiskussion sollen grundlegende Fragen zu Zeitzeugenschaft im Allgemeinen und zu Zeitzeuginnengesprächen im Besonderen diskutiert werden. Wie sieht die ethische und historische Verantwortung von Zeitzeuginnen aus? Für wen gibt man Zeugnis ab? Wer bürgt für Zeitzeuginnen, wenn sie über ihre Erfahrungen nicht mehr sprechen wollen? Was können historische Forschung, Philosophie und mediale Erinnerungsformen dazu beitragen?

Moderation: OTHMAR KASTNER (Philosoph)

Teilnehmerinnen: TRUDE LEVI (geb. 1924 in Szombathely/ Ungarn, überlebte mehrere nationalsozialistische Lager, lebt seit 1957 in London) und HELGA AMESBERGER (Institut für Konfliktforschung, 2003 Durchführung des „Zeitzeuginnenprojekt KZ-Gedenkstätte Mauthausen“)

Die Veranstaltung findet in Kooperation mit dem London Jewish Cultural Centre, London, Großbritannien statt.

Veranstaltungsort

Amerlinghaus, Verein Kulturzentrum Spittelberg, Stiftgasse 8, 1070 Wien, Tel: 01/5236475
www.amerlinghaus.at